Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 12

Artikel: Die Totalschau
Autor: Boesch, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163119

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HANS BOESCH

Die Totalschau

Die *Totalschau:* Das ist jener Teil aus Adriens grossem Projekt, der Aktion Naturschutz, an dem Martin arbeitet, der dritte Teil. Und es ist jener Teil, den Adrien vorzeigt, ganz im Gegensatz zu den andern Teilen; es ist sein Imponierstück, mit dem er die Leute verblüfft oder mit dem er ihnen Angst einjagt, oder beides zusammen, je nachdem. Es ist der ungefährlichste Teil, aber wahrscheinlich der gewichtigste und aufwendigste.

Von den zwei andern Teilen, dem ersten und dem zweiten, weiss ich wenig. Ich fürchte nur, dass sie scheusslich sein werden. Und ich weiss nicht, wie weit sie gediehen sind, ob die Arbeiten derart vorangetrieben wurden, dass man das ganze Projekt verwirklichen könnte, sogleich und jederzeit verwirklichen, wie Adrien manchmal droht.

Der erste der drei Teile wird als *Die Reinigung der Welt* bezeichnet. Es ist ein Ausmisten sozusagen, mit dem all das entfernt wird, was der Welt zusetzt.

Den zweiten Teil nennen sie *Unterwasserstadt.* Mit dieser Unterwasserstadt ist eine Art Arche gemeint, in die man jene paar Narren sperren will, die nach dem grossen Reinemachen übrigbleiben, einsperren, damit sie der gereinigten Welt nicht neuerdings einen Streich zu spielen vermögen, die Welt nicht neuerdings zu verschmutzen die Gelegenheit haben. Der zweite Teil also umfasst den Bau und die Organisation dieser Unterwasserstadt, und selbstredend auch ihre Überwachung.

Der dritte Teil, Martins Teil schliesslich, die *Totalschau,* soll das Leben in dieser Stadt unter Wasser gestalten; ein Leben in Freuden, wie Adrien das nennt, in dem ein jeder sich selbst verwirklichen kann, ach ja, und in dem er doch nirgends anstösst, in dem er nichts verdirbt und in dem er gleichzeitig über alle Möglichkeiten der echten Welt, in der Scheinwelt über die Möglichkeiten der echten, verfügt. Die *Totalschau* Martins, so wie Adrien sie meint, wird alle Träume wahr machen. Es wird ein Paradies sein, eine himmlische Kolchose sozusagen, und ein Schlaraffia, ein keimfreies, dazu, und es wird zum Lobe Gottes sein, sofern es einen Gott geben sollte. Zu irgend eines Allmächtigen Ehre, was weiss ich. Wobei offen bleibt, wer dieser Allmächtige ist und sein wird. Er ist ein Gauner, Adrien.

Die Unterwasserstadt wird aus einer beinah endlosen Reihe aneinandergekitteter Glasräume bestehen. Und sie wird mit der *Totalschau* möbliert. In

die leeren Räume werden die Paradiese eingeschoben wie in Schubfächer. Und diese Paradiese liefert der Computer. Jeder kann auf der Wählscheibe sein ganz persönliches, ihm und seiner jeweiligen Laune entsprechendes Paradies wählen, seinen privaten Garten Eden. Und er kann diesen Garten Eden durch einen andern ersetzen, jederzeit. Und so wird man denn, wenn man die Korridore der Unterwasserstadt hinabwandert, einer unabsehbaren Folge von Paradiesen entlanggehen. Und diese Gefilde der Seligen werden bunt sein. Und sie werden laut sein, mit dem Dröhnen der Paradeschritte, mit dem Trillern von Tanzflöten, mit Vogelgezwitscher, mit dem Lärm des Wasserfalls, dem Heulen der Boliden.

Es ist einfacher, als man denkt. Alles das funktioniert nach dem Prinzip der Musikautomaten. Kann man dort Gejodel aus den Bergen, Hawaiigitarren oder einen Walzer von der Donau wählen, so wählt man hier die Berge an sich, mit einem Jodler dazu, falls man mag, und man wählt die Insel, Hawaii wählt man mit seinen Gitarren, und man wählt die Donau, blau selbstverständlich, handkoloriert. Der Computer ist ein Spielautomat, der nicht nur Musik allein, sondern auch den Musiker und die Welt des Musikers bereithält, der Filme bereithält, laute und leise.

Nun ergäbe das gewöhnliche Abspielen eines Films allerdings eine zu schäbige, zu dünne Illusion. Hawaii soll ja nicht nur an der Wand liegen, flach, dem Beschauer gegenüber und abgelöst von ihm, sondern dieses Hawaii soll den Mann, der es anforderte, ganz umstellen. Eine Scheinwelt muss kompakt und allumfassend sein, soll sie über längere Zeit ertragen werden können. Kompakt, um die ernüchternden Durchblicke durch das Machwerk zu verhindern, allumfassend, um den darin Lebenden das Entsetzen zu ersparen, jenes Entsetzen, das über sie kommt, wenn sie die Ränder der Illusion erkennen.

Um dieses Allumfassende zu erreichen, entwickelte Martin eben seine *Totalschau*. Er baute Linsensysteme in die Versuchsräume ein und experimentierte mit gefiltertem und polarisiertem Licht so lange, bis es ihm gelang, mitten im Raum ein plastisches, von allen Seiten gleichermassen körperlich wirkendes Bild aufzubauen. Das Resultat war verblüffend, die Qualität vollkommen. Es war nicht mehr möglich, zwischen Abbild und Vorbild zu unterscheiden. Man wusste nicht mehr, lag der gezeigte Gegenstand wirklich da oder war es ein Trug, lief da ein Mensch leibhaftig oder wars ein Schemen.

Schein und Wirklichkeit waren nicht auseinanderzuhalten. Ausser durch Betasten natürlich. Der Tastsinn, sagt Adrien, ist der ursprünglichste und für Täuschungen am wenigsten anfällige Sinn. Lassen wir ihn; halten wir uns besser ans Auge. Es ist die Hoffnung der Verführer. Denn, was man sieht, das glaubt man. Seligkeit, sagt er, bedingt die Überlistung des Auges, logischerweise. Machen wir es blind für das, was ist.

Das heisst also: ein Mann wählt Hawaii. Und dieser Mann da in der Unterwasserstadt, der sich für Hawaii entschieden hatte, konnte nun dank der *Totalschau* sein Hawaii um sich wachsen lassen, ringsum. Die Palmen bogen sich. Links und rechts, vorne und hinten. Und der Mann konnte um die Palmen herumgehen, er konnte unter ihnen durchgehen, zwischen ihnen durch. Ihre Schatten drehten sich im Laufe des Tages über den Sand, und sie drehten sich auch über den Mann, wenn er sich in den Sand setzte und ruhte. Und das Meer war da, selbstverständlich, ein anrollendes Gewoge, hoch in den Palmen und grad voraus. Zum Greifen waren die Wogen; ihr Auslaufen war da, ihr Ausschäumen im Sand. Und auf den Wogen, auf den Brettern waren die Wellenreiter; stehend, balancierend auf ihren Brettern die Männer mit dem Lendenschurz. Und hinter allem, über alles hin, durchgezogen hinter Mann, Woge und Palmwedel war das Blau, dieses unwahrscheinliche Blau eines tiefen, wahren und wahrhaftigen Himmels.

Und somit war der Mann, der Hawaii gewählt hatte, tatsächlich in Hawaii. Und es war selbstredend ein Leichtes, noch einige Ventilatoren einzubauen, die zu den sich biegenden Palmen den Wind machten, den richtigen. Und es war einfach, Heizungen und Kühlschlangen anzuordnen, damit die Hitze von Hawaii ebenso zur Verfügung stand wie, falls das gewünscht wurde, zur Abwechslung gewünscht, wie der Frost der Arktis. Und ein Kugelboden diente dem Gehen an Ort. Er wurde so konstruiert, dass man sich nach allen Seiten hin bewegen konnte. Man rannte dem Strand entlang, unter Palmen rannte man, gegen den Wind zum Beispiel, und war doch immer am selben Ort.

Kurz: der Mann konnte sich umtun in Hawaii. Durch Felder konnte er gehen, durch Bambus oder Zuckerrohr. Und die Hütten der Eingeborenen standen am Weg, und die Hühner sassen auf den Zäunen vor den Hütten, die Hühner plusterten sich im Staub unter den Hüttenböden, und eine Prozession bewegte sich. Und der Mann war nicht ausserhalb dieser Prozession. Vielmehr war er mitten in den braunen Leibern drin. Und über ihm schwangen die Papierdrachen, schlugen über den Köpfen hin und her. Und der Schweiss rann über den Bauch des Mannes, seine Füsse schmerzten, er sehnte sich nach Wasser; währenddem er ging, sehnte er sich nach einem kühlen Getränk, nach Eis, nach dem Geklingel des Eises am Glas. Einmal war der Duft eines Fruchtmarktes da, einmal der Gestank eines Schweinestalls, der Geruch von Fisch. Er ging, der Mann, gebückt, blinzelnd in der Sonne; endlos war der Gang. Quälend. Und er ging doch an Ort. Und stand still, währenddem er ging. Nur die Bilder bewegten sich vorbei, die Gerüche, die der Computer herbeigesteuert hatte aus seinen Speichern. Er hatte auch die Hitze geliefert, das Licht, den Wind und das Geschrei. Die Qual.

Dauerversuche zeigten allerdings bald, dass diese Art von Illusion nicht

jeden zu befriedigen vermochte, zumindest auf die Länge nicht. Einfache Gemüter ausgenommen.

Zwar konnte der Mann jetzt wählen. Langeweile schien nicht aufzukommen. Denn keiner zwang ihn, in der einmal gewählten Illusion zu verharren, keiner verlangte von ihm, dass er längere Zeit an einem Ort verweile, dass er den einmal gewählten Beruf, den einmal gewählten Kumpan behalte. Er konnte am Morgen, wie gesagt, in Hawaii sein, am Nachmittag in den Skihängen über Celerina und am Abend auf den Opfersteinen Mexikos. Zu nichts war er verpflichtet. Er konnte variieren. Er konnte Grosswildjäger sein oder Hirte, Nachtwächter in Slums oder Mitfahrer auf dem Dach eines Autobusses. Und all das war gut. Ausgezeichnet war es. Aber es genügte nicht.

Der Mann musste die einzelne Illusion nicht nur wählen, er musste sie auch beeinflussen können. Er musste Macht haben. Macht, sagt Adrien, als Ersatz des Schöpferischen. Ein schlechter Ersatz, natürlich, aber immerhin.

Der Strand, wie gesagt, war in Ordnung. Die Palmen, um die man herumgehen konnte, waren in Ordnung. Und die Prozession, in die man sich einreihen und mit der man mitgehen konnte, war auch in Ordnung, sehr sogar. Aber nun sollte der Mann auf die Prozession einwirken können. Er musste irgend einem Mädchen winken können. Und das Mädchen durfte nun nicht mehr neben ihm hergehen, als würde er dem Mädchen egal sein. Es musste vielmehr den Kopf senken und ihm folgen, wenn er die Prozession verliess. Es musste hinabgehen mit ihm an den Strand. Und es musste sich hinknien. Neben den Mann musste es sich hinknien, ungezwungen und selbstverständlich reizend und rein. Das war gefordert.

Martin, im Auftrage Adriens, arbeitete jahrelang. Er änderte die Programme, baute auf, zerstörte sie, begann von vorne. Und er schaffte es. Der Computer lieferte schliesslich nicht einfach ein Mädchen, das in einer Prozession daherlatscht, ohne nach links und rechts zu schauen, sondern eines, das dem Mann zunickt und ihm folgt.

Im Sand kniete es neben dem Mann. Zwei Armlängen entfernt, nicht zu berühren. Und es sah jetzt den Mann an. Es lachte ihn an. Es errötete, wenn er sprach. Und es antwortete. Auf alle seine Fragen antwortete es. Englisch oder deutsch, je nach Wahl. Und es antwortete, sollte der Mann es wünschen, auch in einem dieser gutturalen Dialekte, die er so sehr liebte, obschon er sie nicht verstand. Das Mädchen hatte genau die Sprache, die er mit seiner Wählscheibe gewählt hatte.

So einfach ist das, ereiferte sich Adrien, so menschlich. Diese Welt war nicht mehr fremd, teilnahmslos. Sie hatte ein Ammengesicht bekommen. Sie kümmerte sich um den Mann. Es ist eine Welt, die der Drossel zu singen verbietet, dem Baum zu blühen, wenn der Bauer stirbt. Eine Welt ist das, die weiss, was sich ziemt, eine sittliche sozusagen.

Das Mädchen lachte und rannte mit dem Mann. Neckisch wich es ihm aus, wenn er es zu fangen versuchte. Es stand auf, wenn er aufstand, und es setzte sich hin, wenn er darum bat. Es gehorchte.

Alles gehorchte. Auch die Prozession. Sie bewegte sich dorthin, wo er sie haben wollte. Und sie hielt dort an, wo er es befahl. Ganz nach seinem Geschmack konnte er sie ordnen und auflösen. Er konnte bestimmen, wo hinzuknien sei, wo Gebete verrichtet werden sollten, wieviele Gebete und wie lange. Und er konnte sagen, wann der Tanz zu beginnen hätte, zu welchen Instrumenten getanzt werden muss, in welcher Tonlage die Instrumente zu spielen sind und in welchem Rhythmus.

Der Mann hatte nun alles. Er hatte die Welt, die er sich wünschte, eine gute und nachsichtige Welt. Eine gehorsame. Das vor allem: eine gehorsame. Die beste aller Welten. Den Traum aller Muttersöhnchen und Generale hatte er. Eine Welt, die sich unterwirft und die, indem sie sich unterwirft, ermuntert. Eine, die selbstbewusst macht und sicher und, das vielleicht auch, selbstherrlich. Ein Schutzwall gegen die Angst ist so eine Welt, eine schönbemalte Tapete vor dem Nichts. Eine Schaubudenwelt.

Ja. Und man kann blenden, wenn man will, mit dieser Welt. Man kann sie paradieren lassen und kann mit dem Glanz und dem Pomp und Pardauz die Ängste zurückdrängen, kann das Nichts einschüchtern. Man kann sie an die Brust heften wie einen Orden, imposant. Man kann sie herzeigen, eine solche Welt, unter Kennern kann man sie zeigen, auch unter Nichtkennern selbstverständlich, aber vor allem unter Kennern, so wie man eine schöne Stute herzeigt, das Geweih eines Sechzehnenders, wie eine Gefährtin, eine schmiegsame, wie das Fell des Bären.

Dieser Mann beherrscht sie, die Welt. Er kann sie ordnen, er kann sie zusammenfügen und teilen. Er kann sie vernichten. In Zweierreihen kann er sie ordnen, in Viererreihen, in Vierundzwanzigerreihen, beliebig. Alles klappt. Und er ist der Kommandant. Der Oberturner ist er, der Arrangeur. Gott. Scheinbar zumindest Gott. Der wohlprogrammierte Computer liefert alles, was der Mann will: Träume, Illusionen, Macht.

Martin hatte die Maschine so eingerichtet, dass sie die Gestalten in verschiedener Grösse wiedergeben konnte, dass sie die Figuren vervielfachte, so oft man wollte. Heere von Figuren marschierten parallel; wo man hinsah, immer dieselbe Figur. Und er hatte Telemeter eingebaut, die den Mann da in Hawaii ausmassen, die seine Bewegungen und seine Grösse registrierten und zurückmeldeten in den Rechenspeicher. Und er hatte Mikrophone eingebaut, Sprachkonserven und Lautsprecher. Das alles war untereinander und mit dem Computer gekoppelt. Und so war es also möglich, die hinprojizierten Gestalten derart zu lenken, dass sie dem Mann folgten, dass sie dem Mann antworteten und dass sie ihm stets auf zwei Armlängen vom Leib blie-

ben. Denn, sagt Adrien, kein Paradies ist greifbar. Einer, der greift und begreift, fällt aus allen Himmeln, gezwungenermassen.

Das Mädchen konnte nun vom Strand weglaufen und im kleinen Café die Abfahrtszeiten des Strandbusses erfragen, und der Mann konnte seine leeren Bierdosen aufeinandertürmen und darauf warten, dass das Mädchen gegen die Dosen stossen würde bei seinem Zurückkommen. Doch das Mädchen wich den Dosen aus. Die Telemeter hatten die Dosen eingemessen, und der Computer hatte sie registriert. Der Computer war gewappnet. Ihm konnte nichts geschehen.

In der Programmbibliothek waren die Verhaltensmuster aufgereiht: zu jeder Aktion die Reaktion, zu jeder These die Antithese. Man wusste, zu welchem Gruss welches Lächeln, zu welcher Frage welche Antwort, zu welcher Drohung welche Demut und zu welchem Befehl welche Unterwürfigkeit gehörte.

Man kannte jeden Reflex. Man hatte die Bewegungen von Pflanze, Tier und Mensch in winzige Teilbewegungen zerlegt. Man hatte diese Teilbewegungen isoliert, man hatte sie steril gemacht sozusagen, hatte sie dann gespeichert. Und man konnte sie nun mit jedem beliebigen Programm jederzeit und in jeder beliebigen Reihenfolge abrufen. Und man konnte sie neu zusammensetzen, zu jeglicher Art neuer Bewegung, zu Bewegungsabläufen, Handlungen. Zu ganzen Szenen und Werken, zum, wie Adrien das nennt, Allerweltstheater.

Konnte man. Denn selbstverständlich hatte sich die Arbeit Martins nicht in der Analyse erschöpft. Analysieren kann auch ein Trottel, sagt Adrien. Dazu genügt die Kreativität eines Schlachtergesellen. Seziere eine Wildsau, und nenne es Wissenschaft. Das ist Norm. Aber nicht hier. Hier hat man nach der Analyse den Zusammenbau studiert. Man wollte Kombinationen. Und die Maschine lieferte sie.

Die Möglichkeiten reichen vom Augenaufschlag bis zur Schlägerei, vom Wegwischen einer Träne bis zum Aufmarsch einer Armee. Geste und Gegengeste entwickeln sich, eine aus der andern, ergänzen sich, bauen sich auf, zwingend. Aus den Partikeln des Verhaltens wird die Verhaltensweise, aus der Verhaltensweise die Persönlichkeit. Jenes Mädchen wird daraus, das dem Mann zulächelt unter Palmen, das Gegenüber des Mannes wird daraus, jenes, mit dem er den Garten Eden zu teilen sich vorgenommen hat, die Charaktere eines Phantoms.

Der Mann hat alles, denkt man. Er kann einfach da sein, und der Computer liefert ihm sein Dasein. Und er kann sich umtun. Auch das kann er. Und der Computer gibt ihm die Welt, die sein Tun erduldet, gehorsam. Man kennt das. Ein Mann, denkt man. Und man weiss, was er will. Man hat hundert Männer geprüft, ausgemessen und befragt. Und nun weiss man, wie sie

sind. Was sie brauchen, weiss man. Das Mittel vom Mittel hat man errechnet. Und man weiss, sie lieben es, ihre Fussabdrücke zu hinterlassen. Sie lieben es, der Welt ihren Stempel aufzudrücken, der duldenden und der andern. Überall hauen sie ihre Stempel hin. Auf die Schulbänke schreiben sie ihren Namen, auf die Tüten, über die Front einer Eierhandlung, ans Fabriktor schreiben sie ihn. Und der Mann liebt es, seinen Fuss auf den erlegten Bullen zu setzen, auf den Sklaven auch. Und er setzt ihn auf seine Frau, auf sein Kind. Mit seinen Stempeln vervielfältigt er sich. Er häuft sie an, die Stempel, turmhoch. Sie sind sein Denkmal. So ist das. Und alles fügt sich, alles duldet. Aber man täuscht sich.

Ein Mann ist nicht ein Mann. Irgend einer kann anders sein. Irgend einer gibt sich nicht mit dem bisschen Schaubudenseligkeit der Tyrannen zufrieden. Angesichts der buckelnden Rücken verfällt er in Melancholie, nämlich. Selbst Gott, in lauter Engeln, ersehnte den Menschen. Nach Widerstand sehnt er sich, nach Widerspruch.

Der Mann will ein widerstehendes Gegenüber, ein gleichwertiges. Gleichwertigkeit bedeutet aber, sagt Adrien, dass dieses Gegenüber seine eigenen Ordnungen entwickelt, dass es nicht mehr Höriger fremder Wünsche und Verfügungen ist, dass es frei ist. Erst die Zuneigung eines freien Gegenübers ist ein Ereignis. Unterordnung ist beschämend auch für den Ordner und also lieblos, letztlich.

Man findet: es genügt nicht, wenn das Mädchen dort auf Hawaii dem Mann in die Augen sieht und nickt und antwortet und gehorcht. Gefordert wird das Gegenteil. Das Mädchen soll sich weigern. Das Mädchen soll nicht nur sein eigenes Lachen haben, sein eigenes Ja, es soll auch sein eigenes Nein haben. Alle Seligkeit, sagt Adrien, liegt im Verweigern. Er ist ein Hund, Adrien.

Der Mann, sagt er, irgend ein Mann will nicht mehr Gott sein und sich in lauter Gehorsam langweilen. Er steigt herab vom Thron der Schöpfung und wird Geschöpf. Einer unter vielen wird er. Nicht mehr er allein, jener Mann in Hawaii, wird den Ablauf der *Totalschau* bestimmen. Andere, das Mädchen zum Beispiel, bestimmen mit. Wie alle andern ist er, der Mann, den Gesetzen dieser andern unterworfen. Keine Amme beugt sich schützend über ihn, keine Vorzugswelt. Gestossen wird er wie alle, gestaucht und getreten. Und er ist gezwungen, sich seiner Haut zu wehren. Und gerade weil er sich wehren muss, lebt er. Der Schmerz erst macht ihm dieses Leben glaubwürdig, die Angst erst macht die Illusion unverdächtig. Nur indem die Illusion illusionslos wird, sagt Adrien, wird sie vollkommen. Und sie ist vollkommen, sagt er, denn er leidet, der Mann. Einer, sagt er, der alles zu programmieren vermag, sehnt sich nach dem Unprogrammierbaren.